

dtv
DIGITAL

bibliothek



**Er redete mit dem Vieh,
den Vögeln und den Fischen**

Konrad Lorenz

habe es oft erlebt, daß zwei annähernd gleich große Larven gleichzeitig einander schnappten und beide den raschen Tod der inneren Auflösung starben. Es gibt nur sehr wenige Tiere, die in höchster Not, in der Gefahr zu verhungern, gleichgroße Artgenossen anfallen, in der Absicht, sie zu fressen. Sicher weiß ich dies nur von Wanderratten und einigen verwandten Nagern; daß Wölfe ein Gleiches tun, bezweifle ich auf Grund einiger vielsagender Tatsachen, von denen später die Rede sein wird. Dytiscuslarven aber fressen gleichgroße Artgenossen auch dann, wenn genug andere Nahrung vorhanden ist. Und das tut, soviel ich weiß, kein anderes Tier.

Ein etwas weniger brutales, eleganteres und auch schöneres Raubtier ist die Larve der großen Libelle Aeschna, der prachtvoll blau und gelb gezeichneten sogenannten Teufelsnadel. Das erwachsene Insekt ist ein herrlicher Flieger, ein Falke unter den Insekten. Schüttet man einen Tümpelfang, um die allzu bösen Raubtiere entfernen zu können, in eine Waschschiüssel, findet man gelegentlich große, ebenfalls stromlinienförmige Larven, deren merkwürdige Art, sich fortzubewegen, sogleich auffällt. Die schlanken, meist grün und gelb gezeichneten Torpedos schießen mit dicht angelegten Beinen rasch und stoßweise dahin; es bleibt zunächst rätselhaft, womit sie sich eigentlich bewegen. Beobachtet man sie gesondert, in einem flachen Schälchen, so sieht man, daß diese Larven – Raketenfahrzeuge sind. Aus der Spitze ihres Hinterleibes nämlich ergießt sich ein scharfer kleiner Wasserstrahl, der das Tier durch den Rückstoß schnell vorwärtstreibt. Der Endabschnitt des Darmes bildet eine hohle Blase, die innen reichlich mit Tracheenkiemen versehen ist und in sinnvoller Kombination der Atmung und der Fortbewegung gleichzeitig dient.

Die Aeschnalarven jagen nie schwimmend, sondern sie sind, in viel höherem Maße noch als die Dytiscuslarven, Lauer-Tiere: Kommt Beute in ihr Gesichtsfeld, wird sie fixiert; die Larve dreht Kopf und Körper ganz langsam in die betreffende Richtung und folgt den Bewegungen des Beutetiers. Dieses Fixieren des Opfers ist nur noch bei sehr wenigen anderen wirbellosen Tieren zu beobachten. Im Gegensatz zu Käferlarven sehen Aeschnalarven auch sehr langsame Bewegungen, wie das Kriechen der Schnecken, die daher häufig den Libellenlarven und nur selten den Käferlarven zum Opfer fallen. Langsam, sehr langsam, Schritt für Schritt, schleicht die Aeschnalarve an die Beute heran, noch ist sie drei bis vier Zentimeter von ihr entfernt, da, plötzlich – was war das? – hat sie das zappelnde Opfer zwischen den Kiefern. Mangels Zeitlupenaugen war nur zu sehen, daß etwas Zungenartiges vom Kopf der Larve zur Beute hinschnellte und sie in den Bereich der gierigen Kiefer riß. Hat man je vorher ein Chamäleon fressen sehen, wird man sich sofort des Vor- und Zurückschnellens seiner klebrigen Zunge entsinnen. Nur ist der »Bumerang« der Aeschna nicht eine Zunge, sondern die umgebildete Unterlippe, die aus zwei beweglichen Gliedern und einer Greifzange besteht.

Schon durch das Fixieren der Beute wirken Libellenlarven eigentümlich »intelligent«;

dieser Eindruck verstärkt sich, betrachtet man einige andere Besonderheiten ihres Verhaltens. Im Gegensatz zu den blindwütigen Gelbrandlarven lassen sie nämlich Tiere jenseits einer ganz bestimmten Größe selbst dann unbehelligt, wenn sie wochenlang gehungert haben. Ich habe Aeschnalarven monatelang in einem Becken zusammen mit Fischen gehalten und nie erlebt, daß sie einen Fisch, der größer war als sie selbst, angefallen oder beschädigt hätten. Merkwürdig ist, daß die Tiere niemals nach einem Beutetier schnappen, das von einem Artgenossen gefangen wurde und sich nun zwischen dessen malmenden Kiefern langsam hin und her bewegt, dagegen ein Stück frisches Fleisch, das ich am gläsernen Futterstäbchen vor ihren Augen in ähnlicher Weise bewegte, sofort nahmen.

In meinem großen Barsch-Aquarium wachsen stets einige Aeschnalarven heran; ihre Entwicklung dauert lang, mehr als ein Jahr. An einem schönen Sommertag kommt dann der große Augenblick: Die Larve klettert langsam an einem Pflanzenstengel empor und aus dem Wasser; dort sitzt sie längere Zeit still, und dann platzt, wie bei jeder Häutung, die Außenhaut über dem Rückenteil der Brustsegmente auf, und das wundervolle, fertige Insekt entwindet sich langsam der Larvenhülle. Es dauert hernach noch mehrere Stunden, bis die Flügel ihre volle Größe erreicht haben und erhärtet sind; ein wunderbarer Vorgang, wie eine rasch erhärtende Flüssigkeit unter großem Druck in das feine Geäst der Flügeladern gepumpt wird. Dann öffnest du das Fenster und wünschest deinem Aquariengast viel Glück und Erfolg in seinem Insektenleben.

Fischblut

Merkwürdig, welchen blinden Glauben Sprichwortweisheiten finden! Auch wenn das, was sie sagen, falsch oder irreführend ist: Der Fuchs ist nicht schlauer als andere Raubtiere, viel dümmer als Wolf und Hund; die Taube ist beileibe nicht sanft; und über den Fisch verbreitet das Gerede überhaupt nur Unwahrheit: Er ist weder so »fischblütig«, wie man von langweiligen Leuten sagt, noch so verlässlich gesund, wie die Wendung vom »Fisch im Wasser« ausdrücken will.

Tatsächlich gibt es keine einzige Tiergruppe, die schon in der freien Natur so sehr von ansteckenden Krankheiten geplagt ist wie die Fische. Ich habe noch nie gesehen, daß ein eben gefangener Vogel, eine Echse oder ein Säugetier eine ansteckende Krankheit in meinen Tierbestand eingeschleppt hätten; dagegen muß jeder Fisch vorerst ins Quarantäne-Aquarium. Sonst ist hundert gegen eins zu wetten, daß in kürzester Zeit die gefürchteten weißen Pünktchen, die Zeichen der Infektion mit dem Parasiten Ichthyophtirius, an den Flossen der alteingesessenen Aquarienbewohner auftreten.

Und wiederum entgegen einem bekannten Schlagertext weiß man von keinen Tieren so Genaues über das Küssen wie von manchen Fischen. Ich kenne viele Tiere und ihr Verhalten in den intimsten Situationen ihres Lebens, in der wilden Ekstase des Kampfes und der Liebe – aber ich wüßte kein Tier, den wilden Kanarienvogel ausgenommen, das an Heißblütigkeit und Temperament ein brünstiges Stichlingsmännchen, einen Siamesischen Kampffisch oder einen der Brutpflegenden Buntbarsche (Cichlidae) überträfe. Kein Tier wird von der Liebe so völlig verwandelt, keines erglüht in einem so buchstäblichen Sinn aus Leidenschaft wie ein Stichling oder ein Kampffisch. Wer vermöchte mit Worten, wer als Maler mit Farben wiederzugeben: jenes glühende Rot, das die Seiten des Stichlingsmannes gläsern und durchsichtig macht, das irisierende Grünblau des Rückens, dessen Farbe und Leuchtkraft nur mit gewissen Geißler-Röhren verglichen werden kann, oder endlich jenes knallende Smaragdgrün des Auges? Nach den Regeln des malerischen Geschmackes müßten sich diese Farben fürchterlich »schlagen«, und doch, welche Symphonie ergeben sie, die die Hand des Großen Meisters aneinandertat.

Beim Kampffisch ist diese Farbenpracht nicht dauernd vorhanden. Der kleine braungraue Fisch, der in einer Ecke des Aquariums liegt, die Flossen zusammengelegt, verrät noch nichts davon. Erst wenn ein anderer, nicht minder unscheinbar fürs erste, sich ihm nähert und beide einander erblicken, dann glüht sie auf, die ganze unglaubliche Pracht, und zwar fast ebenso schnell, wie elektrischer Heizdraht sich rötet, ist der Stromkreis geschlossen. Die Flossen

entfalten sich zu ornamentalen Gebilden, so plötzlich, daß man ein Geräusch dabei zu hören erwartet, als spannte man hastig einen Schirm auf.

Und nun folgt ein Tanz glühender Leidenschaft, ein Tanz, der nicht Spiel, sondern tiefster Ernst ist, ein Tanz um Sein oder Nichtsein, Werden oder Vergehen. Denn ob er zum Liebesreigen wird und zur Begattung führt, oder aber ob er sich in ebenso fließendem Übergang zum blutigen Kampf entwickelt, das steht am Beginn merkwürdigerweise noch nicht fest. Kampffische *erkennen* nämlich das Geschlecht eines Artgenossen nicht dadurch, daß sie ihn einfach ansehen, sondern sie *erfahren* es erst aus der Art und Weise, in welcher der Partner auf die streng »ritualisierten«, ererbten Instinktbewegungen des Tänzers antwortet.

Das Zusammentreffen zweier einander unbekannter Kampffische beginnt mit dem sogenannten »Imponiergehabe«, einer prahlenden Selbstdarstellung, in der jeder leuchtende Farbfleck und jeder irisierende Strahl der herrlichen Flossen zu höchster Wirkung gebracht wird. Vor dem Prunk eines Männchens streicht dann das bescheidener ausgestattete Weibchen rasch die Flagge, in genauem Wortsinn zu verstehen, indem es nämlich die Flossen zusammenlegt und, wenn es paarungsunwillig ist, sofort flieht. Ist es jedoch paarungswillig, nähert es sich dem Männchen in eigenartiger, weicher, »schüchterner« Weise, in einer Körperhaltung also, die das genaue Gegenteil der Prahstellung ist. Und nun entwickelt sich ein Liebesreigen, der durch die graziöse Zartheit der Bewegungen das wettmacht, worin er der Pracht des Kriegstanzes zweier Männchen nachsteht.

Treffen jedoch zwei Männchen aufeinander, so kommt es zu wahren Orgien gegenseitigen Anprahlens; sie sind das ästhetisch Schönste, was ein Aquarium zu bieten hat. Jede einzelne Bewegung folgt genau festgelegten Gesetzen und hat bestimmte »symbolische« Bedeutungen, ähnlich denen der Gesten in den rituellen Tänzen etwa der Siamesen und Indonesier. Auffallend ähnlich sind bei Tier und Mensch der Stil und die exotische Grazie der beherrschten Leidenschaft. Man sieht es den einzelnen Bewegungen gewissermaßen an, daß sie eine lange historische Entwicklung hinter sich haben und daß sie ihre besondere, fein ausgearbeitete Form einer uralten Ritualisierung verdanken. Nicht ohne weiteres jedoch sieht man, daß diese Ritualisierung beim Menschen das Ergebnis der geschichtlichen Überlieferung eines Volkes, beim Tier aber das einer stammesgeschichtlichen Entwicklung ererbter, angeborener Bewegungsweisen der *Art* darstellt. Die stammesgeschichtliche Erforschung des Werdeganges solcher »ritualisierten« Bewegungen des Ausdrucks und der Vergleich solcher Zeremonien bei verwandten Arten ist ungemein aufschlußreich. Gerade über die Geschichte dieser Bewegungen wissen wir mehr als über das Werden aller anderen sogenannten »Instinkte«. Aber das steht auf einem anderen Blatt.

Nach diesem Exkurs zurück zum Kriegstanz der Männchen. Dieser hat genau die gleiche Bedeutung wie das Prah- und Schimpfduell der homerischen Helden oder alpenländischer Bauern, das auch heute noch gern Wirtshausraufereien einleitet. Man versucht den Gegner

einzuschüchtern, sich selbst aber in Erregung und den nötigen Tatenmut hineinzusteigern.

Die lange Dauer des Vorspiels, sein ritueller Charakter und vor allem der große Aufwand an Farbenpracht und Flossenentwicklung, die nur der Einschüchterung und nicht Tätlichkeiten dienen, das alles entbehrt für den Uneingeweihten des bedrohlichen Ernstes. Gerade ihre Schönheit läßt die Kämpfer weniger bössartig erscheinen, als sie wirklich sind, man möchte ihnen tödlichen Mut und verbissene Tapferkeit so wenig zutrauen wie den beinahe weiblich schönen Malayenmännern; und dennoch verstehen beide bis aufs Blut zu kämpfen. Tatsächlich führen nämlich die Kämpfe der Kampffische sehr häufig zum Tode eines Gegners. Ist einmal die Erregung so gestiegen, daß der erste Dolchstoß erfolgt, dauert es nur mehr Minuten, bis breite Risse in den Flossen klaffen, und wiederum bloß nach Minuten sind sie zu schmalen Streifen zerfetzt. Die Angriffsweise des Kampffisches, wie die nahezu aller wehrhaften Fische, ist tatsächlich der Dolchstoß, nicht etwa der Biß. Der Fisch öffnet die Kiefer so weit, daß sämtliche Zähne nach vorne starren, und in dieser Stellung stößt er sie mit der ganzen erstaunlichen Kraft seines muskulösen Körpers dem Gegner in die Seite. Der Stoß des nur wenige Zentimeter großen Kampffisches ist so stark und hart, daß er ein deutlich hörbares Geräusch erzeugt, trifft er einmal versehentlich auf die Scheibe des Beckens.

Das Prahlen kann halbe und selbst ganze Stunden dauern; sind aber einmal die Tätlichkeiten ausgebrochen, währt es oft nur Minuten, bis einer der Streitenden tödlich verwundet auf dem Boden liegt.

Grundverschieden von den Kämpfen der siamesischen Kampffische sind die unserer europäischen Stichlinge. Im Gegensatz zum Kampffisch erglüht der brünstige Stichling nicht nur, wenn er einen Gegner oder eine Dame sieht, sondern er glüht, solange er sich in der Nähe seiner erwählten Niststelle befindet. Das Grundmotiv seines Kämpfens ist: »My home is my castle.« Nimmt man dem Stichling sein Nest, holt man ihn etwa aus seinem heimatlichen Becken und setzt ihn zu einem anderen Stichlingsmännchen, so denkt er nicht daran zu kämpfen, sondern wird ganz klein und häßlich. Es wäre unmöglich, Stichlinge für Schaukämpfe zu verwenden, wie das die Siamesen mit Kampffischen seit Jahrhunderten tun. Erst wenn er sein Heim gefunden hat, ist der Stichling imstande, physisch in volle Brunst und hohe geschlechtliche Erregung zu kommen; ein ernstlicher Stichlingskampf ist nur zu sehen, wenn man Stichlinge in einem großen Becken hält, in dem zwei Männchen ihre Nester bauen. Die Kampfeslust eines Stichlings steht nämlich in jedem Augenblick in genau umgekehrtem Verhältnis zu seiner jeweiligen Entfernung von seinem Nestort. Am Neste selbst ist er ein Berserker, der sogar die menschliche Hand todesmutig rammt. Je weiter er sich aber während des Schwimmens von seinem Hauptquartier entfernt, desto schwächer wird seine Angriffslust. Treffen zwei Stichlingsmännchen zusammen, kann man demnach nahezu sicher voraussagen, wie der Kampf enden wird: Es flieht derjenige, der am weitesten von zu Hause weg ist. In unmittelbarer Nähe seines Nestes schlägt der Kleinste den Größten,